Scranton Wochenblatt.

Office:
321 Spruce Straße.

Am Rio Grande.

Seit langen Jahren ist der untere Theil des Rio Grande, welcher die Grenze zwischen Texas und Mexico bildet, der Schauplatz von Gewaltthätigkeiten und sonstigen Gesetzesverletzungen zahlreicher Desperados gewesen, welche das Eigenthum und Leben der amerikanischen sowie der mexicanischen Uferbevölkerung unausgesetzt bedrohten. Besonders schwer hat die Bewohnerschaft von Hidalgo-County, Texas, unter diesen Unthaten leiden müssen: Die meisten der Missethäter sind Mexicaner, ihr hauptsächliches Operationsfeld ist jedoch das amerikanische Gebiet. Sie werden von den Polizei- und Militärbehörden beider Länder beständig verfolgt, ohne daß es jedoch bisher gelungen wäre, ihnen auch nur vorübergehend das Handwerk zu legen. Erst jüngst hat der mexicanische Polizeichef von Reynosa bei einem Versuch, sich der Hallunken zu verhaften, sein Leben eingebüßt. Gelegentlich hat man den Ausbruch großer Unruhen in Folge der Unthaten dieses Elements befürchtet. Vor noch nicht langer Zeit gelangte nach Fort Ringgold das sensationelle Gerücht, 200 Mexicaner, bis an die Zähne bewaffnet, hätten den Fluß überschritten und drohten, offene Raubanfälle auf die Grenzstädte zu machen, statt, wie gewöhnlich, bei Nacht und Nebel Vieh und sonstige Gegenstände zu confisciren; ausgesandte Späher ermittelten indeß, daß es sich um ein Halbdutzend Strolche handle. Unmittelbar zuvor war Oberst Bracket in Kenntniß gesetzt worden, daß ein Trupp mexicanischer Soldaten in Uniform ganz gemüthlich von einer texanischen Ranch das Vieh forttreibe, und Lieutenant Dickmann wurde mit seiner Mannschaft ausgeschickt, um der Sache auf den Grund zu kommen; ein Bericht von ihm liegt indeß bis jetzt nicht vor.

Außer dem Diebstahl, Raub und damit verbundenen Mordthaten betreiben diese Kerle in sehr bedeutendem Maße das Schmuggeln, und in dieser Beziehung sind sie vielleicht am allergefährlichsten und am schwierigsten zu bekämpfen. Während die obenerwähnten Streiche immerhin heutzutage seltener geworden sind, dauert das Schmuggelgewerbe ungeschwächt fort. General Stanley sagt über diesen wichtigen Punkt in seinem jüngsten Jahresbericht:

„Die ganze Grenze entlang, welche der Fluß bildet — eine Strecke von über 1000 Meilen — blüht das Schmuggelgewerbe. Die Viehzüchter, welche von dem Schmuggel hauptsächlich profitiren, besitzen in beiden Ländern Grundstücke und wohnen, je nachdem es ihnen in den Kram paßt, bald hüben, bald drüben. Bei einer so spärlichen und noch so wenig civilisirten Bevölkerung und einem so überaus mangelhaften Auslieferungsvertrag zwischen den Ver. Staaten und Mexico ist es wahrlich nicht zu verwundern, daß noch solche und andere Vergehen vorkommen, sondern höchstens, daß nicht noch viel mehr begangen werden."

Die ganze Flußlinie wird beständig von Spähern nach Schmugglerbanden abgesucht, und es sind noch keine zwei Wochen, daß mexicanische Zollwächter eine große bewaffnete Bande auf's Haupt schlugen, einen der Banditen tödteten, und beduteende Seide-, Sammet- und Spitzenvorräthe erbeuteten. Doch werden verhältnißmäßig nur Wenige erwischt, obwohl man die meisten Schuldigen genau kennt.

Um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, lähmen noch die politischen Verwickelungen jenseits des Rio Grande den dortigen Behörden den Arm und ermuthigen die Gesetzesübertreter. Von jetzt an bis zur nächsten mexicanischen Präsidentenwahl werden noch schlimme Dinge in dieser Richtung erwartet, welche die ganze officielle Thätigkeit drüben in Anspruch nehmen dürften.

Unter solchen Verhältnissen ist leider nicht zu hoffen, daß sich die Situation am Rio Grande in nächster Zeit erheblich bessern wird, obwohl auch durchaus kein Grund zu übertriebenen Befürchtungen vorhanden ist. Es ist eigentlich ein beschämendes Schauspiel, daß ein so großartiges Banditenwesen in der Mitte zweier nach den gewöhnlichen Begriffen civilisirter Staaten möglich ist, den vereinten Kräften beider seit Jahrzehnten Trotz bietet und die Grenzbevölkerung beständig in einer Art Kriegszustand erhält.

Bedenkliche Milde.

Der Proceß gegen den Apotheker Am Ende aus Hoboken, durch dessen Mißgriff in der Verabreichung von Arzneien zwei Mädchen getödtet wurden, endete bekanntlich mit einem freisprechenden Wahrspruch der Geschworenen. Die Tragik des Falles, welcher zwei Menschenleben gekostet, verlor der Jury gegenüber ihre erschütternde Gewalt, weil, wie die „N. Y. Staatsztg." bemerkt, die Geschworenen dem Urheber der Tragödie ihre Sympathien nicht versagen konnten. In den Annalen der Criminaljustiz von New Jersey, auf deren Blättern von einer sentimentalen Milde in der Beurtheilung der Menschen und ihrer Handlungen sonst nicht viel zu gewahren ist, constatirt der Ausgang dieser Untersuchungssache eine Ausnahme von der Regel; und diese Ausnahme ist um so bemerkenswerther, als der vorsitzende Richter in seiner Rechtsbelehrung die durch den Zeugenbeweis festgestellten Punkte des Sachverhaltes durchaus nicht zu Gunsten des Angeklagten zu deuten schien. Die Persönlichkeit des Letzteren, in Verbindung mit einer Vertheidigungsweise, welche nur an das weiche Gefühl appellirte, gab bei der Jury jedoch den Ausschlag.

Mit ihrem Wahrspruch ist dem Publikum kein guter Dienst erwiesen, und die öffentliche Meinung wird denselben schwerlich zu dem ihrigen machen. Trennt man die theilnehmende Rücksicht für die Person von der Sache, so darf man nicht verschweigen, daß dieser freisprechende Wahrspruch Apotheker-Mißgriffe zu einer ganz gewöhnlichen, entschuldbaren Sache macht, obgleich ein solcher Mißgriff, wie im vorliegenden Falle, dem Tode Opfer zuführt und in einen trauten Familienkreis weite, tiefe Lücken reißt. Der einzige Schutz, welchen das Publikum den Apothekern gegenüber besitzt, beruhte in dem Bewußtsein oder Glauben, daß jede Unachtsamkeit auf's strengste bestraft werden muß und wird. Aber der Wahrspruch der Geschworenen in Hoboken hat diesen Glauben völlig ausgerottet mit Stumpf und Stiel, er überläßt in der That das medicinirende Publikum dem Apotheker auf Gnade und Ungnade. Und aus diesem Grunde allein wäre die formelle Anerkennung des Grundsatzes, daß ein Apotheker für Mißgriffe und Versehen bei der Receptur mit seiner Freiheit und mit seinem Vermögen haftet, im allgemeinen Interesse und zum Wohl und Besten des ganzen Volkes eine dringende Nothwendigkeit gewesen. Es steht zu befürchten, daß hier ein Präcedenzfall geschaffen worden ist, welcher die traurigsten Folgen haben mag.

Löbliches Unternehmen.

Gegenüber den zahlreichen Fällen von unvernünftiger Waldverwüstung seitens gewissenloser Corporationen in unserem Lande ist es erfreulich, auch einen Fall anführen zu können, wo ein Wald in großartigem Maßstabe gezogen und nur insoweit zu Bau- und Brennzwecken methodisch ausgebeutet wird, als seine Existenzbedingungen es erlauben. Ein derartiger Wald befindet sich unweit Farkington, Kansas, mitten auf der Prairie, und der Forstcommissär für Ontario, Canada, R. W. Phipps, welcher unlängst die verschiedenen großen Baumschulen und Obstgärten in den Ver. Staaten besuchte und auch jenen Musterwald in Augenschein nahm, schreibt darüber:

In dem Bewußtsein, daß das Ziehen von Gehölz, wenn es ernst betrieben wird, weder eine schwierige noch eine langwierige Aufgabe ist, hat der Vorstand einer Eisenbahngesellschaft im südlichen Kansas die größte und schönste Baumpflanzung angelegt, welche in Nordamerika existirt. Es wurde zunächst etwas über eine Quadratmeile Landes mit Schößlingen des Catalpa- oder Trompetenbaumes und des Ailantus oder Himmelsbaumes (ursprünglich von den Molukkeninseln stammend), welche durch ihr rasches Wachsthum bekannt sind, bepflanzt. Später ließ noch der Präsident des Vorstandes auf seine eigenen Kosten ein weitere Quadratmeile mit diesen Bäumen sowie mit Sprößlingen der Weißen Esche besetzen. Das Unternehmen war schon im bloßen Interesse der Bahngesellschaft eine vorzügliche Idee. Im Ganzen enthalten die Landstücke jetzt ungefähr 3 Millionen kräftig entwickelter Bäume, von denen die erstgepflanzten bereits eine Höhe von 25 Fuß erreicht haben. Im Sommer bietet dieser ausgedehnte Musterwald mit dem großblätterigen, blaßgrünen Laub eine der schönsten Ansichten in den Ver. Staaten. Die Bäume stehen so nah beisammen, daß sie einestheils nicht einander hinderlich sind, und man anderntheils jährlich eine große Anzahl fällen und zu Bahnschwellen und Häusern verwenden kann, ohne das Gedeihen des Waldes zu beeinträchtigen.

Entweder — oder!

Aus augenscheinlich amtlicher Quelle bringen deutschländische Blätter folgende Ankündigung: Nach dem deutsch-amerikanischen Naturalisationsvertrage vom 22. October 1868 soll, wenn ein in den Ver. Staaten von Amerika naturalisirter Deutscher seinen Wohnsitz wiederum in seinem Geburtslande aufschlägt, ohne die Absicht zu haben, wieder nach Amerika zurückzukehren, dies so angesehen werden, als habe er auf seine Naturalisation in den Ver. Staaten Verzicht geleistet. Die Absicht, nicht zurückkehren zu wollen, kann als vorhanden angesehen werden, wenn die naturalisirte Person für länger als zwei Jahre ihren Wohnsitz in Deutschland nimmt. Wenn nun in einem im Einverständniß mit dem Kriegsminister ergangenen Erlaß des preußischen Ministers des Innern vom 9. v. M. gesagt ist, daß diejenigen amerikanischen Staatsangehörigen, welche ehemals Deutsche waren und sich länger als zwei Jahre im Inlande wieder aufhalten, bis zum 31. Lebensjahre nach dem deutsch-amerikanischen Staatsvertrage und gemäß § 11 des Reichsmilitärgesetzes zum Militärdienste heranzuziehen sind, so ist dies nicht dahin zu verstehen, daß die Heranziehung zum Militärdienste stets geschehen müsse. Der § 11 des Reichsmilitärgesetzes fordert die Heranziehung zum Militärdienst nicht unbedingt, sondern verleiht nur die Befugniß dazu. Da zudem die Heranziehung zum Militärdienste in manchen Fällen zu großen Härten führen würde, so haben die Bundesregierungen schon vor einigen Jahren seitens der Reichsregierung die Anweisung erhalten, Personen der bezeichneten Art nicht ohne Weiteres einzustellen, sondern durch eine entsprechende Eröffnung vor die Wahl zu stellen, entweder in Deutschland zu bleiben und sich der Militärpflicht zu unterwerfen, oder das Gebiet des Deutschen Reiches zu verlassen.

Landwirthschaftliches.

Eine neue Zuckerpflanze. Aus London kommt eine Meldung, die, wenn sie sich bestätigen sollte, von großer Wichtigkeit ist. In Ostindien soll nämlich eine Pflanzenblüthe entdeckt worden sein, die durch ihre Zucker-Eigenschaften vielleicht im Zuckergeschäft der ganzen Welt eine große Umwälzung hervorrufen wird. Es ist die Blüthe des Mahwa- oder indischen Butterbaumes, der im südlichen Theile von Hindostan sehr zahlreich vorkommt. Dieselbe hat einen stark süßen Geschmack und liefert reinen Zucker im Betrag der Hälfte ihres Gewichts. Schon seit vielen Jahren pflegten die Hindus aus dieser Blume Syrup zu ziehen, doch wendeten sie dabei eine äußerst ursprüngliche und unzweckmäßige Methode an. Jetzt erst steht man im Begriff, die Sache so auszubeuten, wie es unsere industriellen Fortschritte gestatten.

Der Mahwabaum bedarf angeblich gar keiner Cultivirung oder irgend welcher Arbeit und erzeugt jährlich etwa 1000 Pfund Blüthen, die zur Nachtzeit auf die Erde fallen. Aus seinem Zuckerstoff kann man auch ein starkgeistiges Getränk bereiten, sowie ein Oel, das sich zu Nahrungs- nicht minder wie zu Beleuchtungszwecken eignet. Welch' gewaltige Concurrenz eine derartige Pflanze den gegenwärtigen Zuckerindustrien machen würde, ergiebt sich schon daraus, daß die besten westindischen Zuckerplantagen nur 300 Pfund Zucker pro Arpent (1¼ Acker) hervorbringen, und die besten deutschen und französischen Zuckerrübenpflanzungen diese Ziffer noch nicht erreichen, während angeblich schon die Blüthen von fünf Mahwa-Bäumen zur Erzeugung dieser Quantität genügen. Da auf 1¼ Ackern 200 — 250 solcher Bäume gepflanzt werden können, so würde die von denselben eingeheimste Zuckerernte 40 — 50 Mal so groß sein, als die von Zuckerrohr auf der gleichen Fläche! Die engländischen Zeitungen sind ganz außer sich über die neu entdeckte Industrie und verlangen schon, daß die englische Regierung dieselbe monopolisire. Wir müssen mit unserem Urtheil noch zurückhalten.

Verschuldete Anwesen. — Der Beginn eines neuen Jahres ist die beste Zeit, neue Grundsätze für die Bewirthschaftung des Landes anzunehmen. Wir möchten daher an dieser Stelle den schon vielfach ertheilten, aber noch immer nicht genug gewürdigten Rath wiederholen, möglichst wenigst mit Schulden zu arbeiten.

Die Farmer in unseren westlichen Staaten und Territorien sind fast Alle erheblich verschuldet, und auch die kleineren Landwirthe haben mehr unter diesem Uebel zu leiden, als Mancher glaubt. Wenn irgend möglich, ist es am Besten, gleich beim Beginn einer Wirthschaft keinerlei Schulden zu contrahiren; gerade in der Landwirtschaft sind die Schulden ein Hemmschuh alles geschäftlichen Fortschritts. Wann sollen sie bezahlt werden? Natürlich nach der Ernte. Aber tausend Ursachen, wie Mißwachs, Feuersbrunst, Krankheit in der Familie u. s. w., können alle Berechnungen über den Haufen werfen. Dann kommt der Landwirth immer tiefer in die Schulden hinein, hat in nichts freie Hand mehr, muß häufig gerade das Schlechteste und Theuerste kaufen und für seine Produkte sehr hohe Preise fordern. Wer diese verkehrte Wirthschaft bisher getrieben hat, der suche vor Allem und um jeden Preis sein Anwesen schuldenfrei zu machen.

Planmäßige Landwirthschaft. — Nur wenige pflegen heutzutage, ehe sie eine Farm überhaupt anbauen, sich einen bestimmten Arbeitsplan zu machen. Und doch würde ein feststehender Plan in diesem Falle ebenso nützlich sein, als z. B. bei Erbauung einer Brücke oder eines Hauses. Andernfalls muß später mit Aenderungen viele Zeit u. s. w. verschwendet werden.

Theure Stecknadeln.

Ein sehr bezeichnendes Stückchen zum Capitel der Proceßsucht und der modernen Dienstbotennoth wird neuerdings aus New York gemeldet.

Frl. Bertha Stern war bei Hrn. George P. Erhard, der in Elizabeth, N. J., wohnhaft ist, in New York aber ein großes Strohwaarengeschäft hat, als Kindermädchen beschäftigt. Eines Tages — es war schon im vergangenen September — kam Bertha zu Frau Erhard in's Zimmer und fragte, wo die Zeug-Stecknadeln lägen. Frau Erhard erwiderte schnippisch: „Ei, das mußt Du am Besten wissen." — „Was?" schrie Bertha, die Arme in die Seite stemmend, „denken Sie vielleicht, ich habe die Nadeln gestohlen und gegessen?" — „Wenn ich Dich für eine Diebin hielte," war die Antwort, „so hätte ich Dich schon längst aus dem Hause gejagt; aber lüderlich bist Du, Du wirst die Nadeln jedenfalls in die Wäsche hineingebracht haben." Der Wortwechsel wurde immer heftiger, bis Frau Erhard das Mädchen zur Thür hinausschob.

Aus diesem Nadelstreit sollte ein langer Proceß hervorgehen, dessen Ende noch immer nicht abzusehen ist. Die stolze Bertha kündigte sofort wegen schwerer Beleidigung ihre Stelle; als es aber zur Bezahlung kam, gab es einen neuen, noch bösartigeren Streit. Bertha war mit einem Lohn von $13 pro Monat angestellt worden und hatte ein paar Tage über einen Monat gearbeitet. Frau Erhard aber gab ihr aus irgend einem Grund — vermuthlich wegen zerbrochenen Geschirrs — nur $10. Bertha forderte ihren vollen Lohn, und es hätte nahezu eine Schlägerei abgesetzt. Frau Erhard schämte sich endlich der Keiferei und bot Bertha $12.19 an, mit dem Bemerken, das sei Alles, was „ihr Gewissen zu geben erlaube."

Trotzig schlug Bertha diesen Compromiß aus, lief davon und erzählte weinend ihrem Bruder, der ein bekannter Politiker ist, wie schnöde sie mißhandelt worden sei; dieser engagirte den Erichter J. C. Langbein, um im Namen Bertha's eine Klage zu erheben. Inzwischen beschlossen Frau Erhard und ihr Gatte, um die 81 Cents auf Leben und Tod zu kämpfen. Der Proceß ist noch im Gange, geht nächstens vor eine höhere Instanz und hat der Familie Erhard bis jetzt über $500 gekostet. Aber Recht muß Recht bleiben, wenn's auch noch so viel kostet.

Vom Kellner zum Baron.

Die neueste Post aus Sidney, Australien, meldet ein in mehrfacher Beziehung interessantes Erbschaftsgeschichtchen. Daß aus einem „Baron" ein Kellner oder etwas Aehnliches wird, ist, namentlich in unserem Lande, etwas sehr Gewöhnliches; viel seltener aber kommt das Umgekehrte vor.

Unweit London lebte seiner Zeit, als jüngerer Sohn einer sehr angesehenen Familie und Seitenverwandter eines reichen Barons von vorsintflutlichem Adel, ein etwas leichtsinniger Jüngling, der mit besonderer Vorliebe in Theatern aus Liebhaberei mitspielte. Man hoffte, ihn zu einem regelmäßigen Lebenswandel zu führen, indem man ihm eine Schreiberstelle im königlichen Schatzamt verschaffte. Aber weit gefehlt! Der Wildfang spielte fast jeden Abend im Theater und kneipte hinterher noch lange mit der Schauspielergesellschaft zusammen. Dabei verliebte er sich in eine hübsche kleine Ballettänzerin, deren Vater Bühnen-Thürwächter, und deren Mutter Garderobenfrau in dem betreffenden Theater war; das Verhältniß wurde bald sehr intim, und eine Heirath wurde in aller Eile geschlossen.

Große „sittliche" Entrüstung brach bei den Bekannten des jungen Mannes aus, als sie von dem letztgenannten „dummen Streich" hörten. Die Verwandtensippe fühlte sich tief entehrt, und man gab dem neugebackenen Ehemann $2000, unter der Bedingung, daß er mit seiner Angetrauten schleunigst England verlasse. Mit Vergnügen ging der abenteuerliche Leichtfuß darauf ein und dampfte mit seiner Gattin nach Australien ab.

Auf der Seereise wurde er, einige Tage nachdem ihm seine Gattin ein Söhnchen geboren hatte, von einem verhängnißvollen Unfall betroffen. Er stürzte nämlich in den unteren Schiffsraum und verletzte sich dabei das Rückgrat so schwer, daß er lange Zeit das Bett hüten mußte. Niemals genas er wieder völlig; langsam zehrte er dahin, und etwa ein Jahr nach seiner Ankunft in Australien starb er.

Die Hinterbliebenen geriethen in bittere Noth. Der Verstorbene hatte in Folge seines Leidens keine Arbeit annehmen können, und das mitgebrachte Geld ging während seiner Krankheit völlig darauf. Die junge Wittwe besaß keinen Pfennig mehr und mußte sogar Schulden machen, um ihren Gatten unter die Erde zu bringen. Doch sie ließ den Muth nicht sinken und entschloß sich, es wieder mit der Welt der Bretter zu versuchen. Wirklich fand sie am „Theatre Royal" in Sidney unter ihrem Mädchennamen eine Stellung, die ihr ein leidliches Auskommen sicherte und sie in Stand setzte, ihren Jungen anständig zu erziehen.

Ehe der Sohn das 17. Lebensjahr erreicht hatte, starb die Mutter am Krebs. Das war vor ungefähr 5 Jahren. Seitdem führte das Waisenkind ein sehr wechselvolles Dasein. Unlängst fand er als Kellner in einem Restaurant Beschäftigung, wo er durch seine gebildete Ausdrucksweise und eine gewisse Eleganz der Manieren auffiel. Mehrere Personen interessirten sich sehr lebhaft für ihn und seine Vergangenheit, und Einem, mit dem er sehr befreundet geworden, erzählte er seine ganze Geschichte. Kurz darauf las der Freund in der Londoner „Times" eine Anzeige, worin ein verschollener Erbe gesucht wurde. Die beigefügten Einzelheiten stimmten auffallend mit der Lebensgeschichte des Kellners überein, und er machte deshalb diesen sofort auf die Anzeige aufmerksam. Der Kellner setzte sich sogleich mit der vermittelnden Firma in briefliche Verbindung und erhielt darauf die freudige Nachricht, daß er eine Baronie und $60,000 Jahreseinkommen erbe. Nicht weniger als drei Personen waren vor ihm zu dieser Erbschaft berechtigt gewesen, aber alle Drei räumte ein gewaltsamer Tod im Verlauf von 18 Monaten aus dem Wege: der Eine war beim Baden ertrunken, der Andere war beim Alpenklettern in eine Felsschlucht gestürzt, und der Dritte hatte bei einer Hetzjagd den Hals gebrochen. Der glückliche Erbe fuhr vor einigen Tagen nach London ab.

Vom Inlande.

Bei Mettztilan im mexikanischen Staate Hidalgo soll eine belgische Colonie begründet werden.

Die erste Gasquelle in Pennsylvanien wurde bereits vor 50 Jahren entdeckt, und zwar von Personen, die nach Salzwasser gruben.

Die Seidenfabriken in Monmouth County, N. J., sind Tag und Nacht im Gange, um nur im Stande zu sein, all' den einlaufenden Aufträgen gerecht zu werden.

Aus dem kleinen Bergstädtchen Butte in Montana ist im Laufe des Jahres 1885 Silber und Kupfer im Werthe von nicht weniger als 15 Millionen Dollars in die Welt geschickt worden.

Das „Sabbath-Jahr" heißt in dem Jargon der Cornell-Universität dasjenige Jahr, welches ein Professor nach 7jähriger, ununterbrochener Thätigkeit als Urlaub erhält, natürlich bei fortlaufendem Gehalte.

In Hoboken, N. J., ist eine deutsche Frau Namens Meyer von einem irischen Galgenstrick auf dem Grabe ihres erst kürzlich verstorbenen Kindes geschändet worden. Bis jetzt ist es der Polizei leider noch nicht gelungen, das Scheusal dingfest zu machen.

Ludwig Mentzinger, ein zur deutschen Opernge sellschaft in New York gehöriger Violinspieler, hat unverhofft $43,000 geerbt. Ludwigs Vater, der ebenfalls Musiker war, ging vor 35 Jahren nach Amerika und ließ seitdem seine in Dresden wohnende Familie nichts mehr von sich hören.

In Cambridge, Mass., ist man zur Zeit mit der Abschleifung zweier ungeheurer Linsen beschäftigt, welche für ein Riesentelescop bestimmt sind, das im Lick-Observatorium in Californien seinen Platz finden soll. Die Arbeit, welche die minutiöseste Sorgfalt verlangt, wird ein volles Jahr in Anspruch nehmen.

Ein New Yorker Polizist zog dieser Tage den Leichnam eines Selbstmörders aus dem Wasser. „Kennt einer von Euch den Mann?" fragte er die Gaffer, die sich angesammelt hatten. Ein kleiner Straßenaraber trat vor und meinte gewichtig: „Ich hab' ihn gesehen, als er zum letzten Male auftauchte, aber ich habe vergessen, ihn nach seinem Namen zu fragen."

John W. Mackay, der bekannte californische Millionär, hat $5000 für einen Fonds zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Schauspieler John McCullough beigesteuert; weitere $20,000 zu demselben Zwecke wollen die Freunde des Verstorbenen aufbringen. Das Denkmal wird wahrscheinlich im Fairmount Park in Philadelphia errichtet werden.

In einem Dime-Museum zu Philadelphia ist eine der Hauptmerkwürdigkeiten der „menschliche Vulkan", das heißt, ein im Uebrigen nach allen Regeln der Natur zusammengesetztes Menschenkind, dessen Athem so heiß ist, daß ein Stück Papier, welches man ihm vor den Mund hält, sofort zu brennen beginnt. Ein Kuß von diesem Monstrum muß wirklich „glühende Liebe" einflößen.

Einen originellen Grund zur Scheidungsklage hat John H. O. Kirchhof in Tippecanoe County., Ind., gefunden. Er kommt bei Gericht um Scheidung von seiner besseren Ehehälfte ein, unter der Angabe, daß seine Frau die üble Gewohnheit habe, mit dem Kopf am Fußende, die Füße hingegen auf dem Kopfkissen liegend, zu schlafen. Das gerire ihn (den Kläger) und er könne das nicht länger aushalten.

Ein neues deutschamerikanisches Lustspiel, „Das Liebhabertheater", welches die Frau Emma Pösche, die Gattin des Statisten Pösche in Washington, zur Verfasserin hat, ist in der Bundeshauptstadt aufgeführt worden und zwar zum Besten des deutschen Waisenhauses daselbst. Die Vorstellung ging glatt und abgerundet von Statten und gestaltete sich zu einem schmeichelhaften Erfolg für die Verfasserin, die am Schluß gerufen wurde.

Capitän Vogelsang von der kürzlich aus Bremen in New York eingetroffenen deutschen Bark „Mozart" berichtet, daß er am 25. December vor Cap Hattaras mit heftigen Nordoststürmen zu kämpfen hatte, bei welchen die See so hoch ging, daß die Gefahr des Untergangs des Fahrzeuges sehr nahe lag. Der Capitän ließ nun Oel auf die Wogen gießen; dasselbe übte sofort eine beruhigende Wirkung aus und rettete die Bark vom Untergange.

„Ein Sprung um's Leben", wie es die Anschlagzettel bezeichnet hatten, war es thatsächlich, was eine unter dem Namen „Eddy" bekannte Trapezkünstlerin vor einigen Tagen in New Haven, Conn., machte. Es mißlang ihr, sich zur rechten Zeit festzuhalten, und sie stürzte dreißig Fuß tief hinunter. Als man sie aufhob, war sie bewußlos, und es wird an ihrem Wiederaufkommen gezweifelt. Das vorgeschriebene Netz war allerdings vorhanden, versagte jedoch seine Pflicht, die Fallende aufzufangen.

In Montana wurde unlängst ein Frauenzimmer, welches wegen irgend eines Vergehens als Mann verkleidet floh, erkannt und entlarvt, an der Art und Weise, wie sie sich in einer Kneipe, wo sie einige Stunden rasten mußte, das Gesicht wusch. Während nämlich der Mann, wenn er sich wäscht, mit der Hand auf und abfährt und dabei prustet wie ein angeschossenes Wallroß, bewegt sich die Hand der Frau nur still, zart und leise von oben nach unten und das Prusten unterbleibt.

Ein Kohlenhändler in Burlington, N. J., vereinigte am Weihnachtstage Wohlthätigkeit und Reclame auf folgende geniale Weise. Er ließ eine Tonne Kohlen mit dem üblichen Spectakel durch die Stadt fahren und kippte dann den Wagen auf offener Straße um. Binnen 15 Minuten war kaum noch der schwarze Fleck zu erkennen, wo die Kohlen gelegen hatten. Es sollen aber keineswegs gerade die ärmsten Leute gewesen sein, welche von diesem merkwürdigen Manöver profitirten.

In dem Leichenverbrennungsofen auf Mount Olivet, L. J., wurden neulich wieder zwei Leichen, ohne daß eine Störung in der Funktion der Verbrennungsoperation eintrat, zu Asche verwandelt. Eine davon war die Leiche des früheren hanseatischen Gesandten in Guatemala, George Philipp Rescher. Anwesend waren General Barrios, der Gesandte von Guatemala, nebst dem Generalconsul Valentine und Legationssecretär Col. Aguilar. Auch Dr. John E. Heimken, der Präsident der Leichenverbrennungs-Gesellschaft von St. Louis, wohnte der Bestattung bei.

Der Plan des Standard Oil Monopols, das Erdgas mit Röhrenleitung aus Westpennsylvanien nach den östlichen Seestädten zu führen, geht jetzt in der That seiner Verwirklichung entgegen. Das Project ist alleddings ein riesiges, bietet aber kaum größere Schwierigkeiten dar, als die Röhrenleitung zur Beförderung des Erdöls. Wie die Standard mit den einzelnen Besitzern von Erdölraffinerien fertig geworden ist, so wird sie auch auf dem Gebiete des Erdgases das Monopol zu erringen vermögen. Sie hat auch jetzt wieder die mächtige Pennsylvania-Eisenbahn-Company auf ihrer Seite.

Gegen den Advocaten C. Amory Stevens in Woodbury, L. J., ist eine geradezu abscheuliche Anklage erhoben worden. Eine Frau Richardson wollte sich nämlich gern von ihrem Manne scheiden lassen und, um einen Grund zur Klage zu haben, wendete sie sich an Stevens, ihrem Advocaten. Dieser setzte sich mit einer hübschen Prostituirten Namens Nellie Lyons in Verbindung. Er versprach derselben $130, wenn es ihr gelinge, Richardson zum Ehebruch zu verleiten. Nellie gab sich denn auch alle mögliche Mühe, allein Richardson spielte den keuschen Joseph, roch schließlich den Braten und ließ Stevens verhaften.

Gott Amor scheint man in Bath, Me., keine Tempel zu bauen. Eine entrüstete Mutter ließ dieser Tage daselbst den Liebhaber ihrer Tochter verhaften, weil derselbe Abends im Parlor bis nach Mitternacht kleben geblieben war. Der junge Mann mußte den Rest der einmal angebrochenen Nacht hinter schwedischen Gardinen verbringen. Der weise Kahbi, dem er am nächsten Morgen vorgeführt wurde, ließ ihn laufen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sofort den Staub der Stadt von seinen Füßen schüttle und von dannen ziehe. Die ganze Stadt aber bewundert und billigt dieses salomonische Urtheil, und die alten Jungfern nicken mit dem Kopf und sagen, ein Exempel müsse endlich statuirt werden, denn die Liebe nähme zu sehr überhand.

Unter den Reliquien aus dem letzten Kriege, welche im National-Museum zu Washington aufgestapelt sind, befindet sich auch ein riesiger Säbel, der volle fünf Fuß lang ist und der auf dem Schlachtfelde von Manassas gefunden wurde. Ein Virginier, der unlängst das Museum in Augenschein nahm, erzählte, er habe diesen Säbel in den Händen eines virginischen Cavalleristen gesehen. Derselbe sei nahezu 7 Fuß hoch und entsprechend breit gewesen. Den Säbel habe er sich nach seiner eigenen Angabe machen lassen. Er habe oft geprahlt, mit seiner Hilfe werde er sich durch die Linien der Yankees schlagen und in Washington dem Präsidenten auf die Bude rücken. Der arme Prahlhans! Bei Manassas streckte ihn eine Kugel, so lang und dick er war, in den Staub.

Der Baumeister James F. Stevensen von New York begab sich vor einigen Tagen mit $1000 in der Tasche nach Jersey City und seitdem ist er spurlos verschwunden. Bei seiner trostlosen Gattin, deren Nachforschungen bisher vergeblich gewesen waren, erschien nun neulich eine schwarz gekleidete und verschleierte Frau und erbot sich, den schon so lange Vermißten für $1000 wieder zum Vorschein zu bringen. Sie erzählte, daß Stevenson nach Jersey City gelockt worden sei und dort von zwei Männern gefangen gehalten werde, welche die genannte Summe als Lösegeld verlangten. Ihr eigener Sohn sei denselben Banditen in die Hände gefallen, die ihn in der Hoffnung auf Erlangung eines Lösegeldes gefangen hielten. Die Beschreibung, welche das Frauenzimmer von Stevenson machte, erwies sich als merkwürdig genau. Frau Stevenson erklärte indeß, daß sie keine $1000 zur Verfügung habe, worauf die Frau sich wieder entfernte. Jedenfalls ist dieselbe eine Agentin der Entführer, wenn Stevenson solchen überhaupt in die Hände gefallen ist.

Nun soll also auch der Hund, dessen Biß die unglückliche Frau Lucht in Milwaukee erlegen, nicht toll gewesen sein. Wie wenigstens Coroner Fricke versichert, lebt das Thier heute noch und hat erst kürzlich Junge zur Welt gebracht. „Uebrigens", so erzählt Herr Fricke, „können Thiere so weit gereizt werden, daß sie wirklich giftig werden. Da erinnere ich mich eines Jugendfreundes, eines Studenten. Derselbe saß eines Abends — merkwürdigerweise — vor seinen Büchern und bemerkte dabei eine große Spinne, welche auf dem Boden umherkroch. Er nahm sie auf und hielt sie über die Lampe, wobei er ihr eines ihrer langen Beine nach dem anderen verbrannte. Das arme Thier drehte und krümmte sich vor Schmerz. Dabei spritzte sie etwas von ihrem Drüsensafte von sich, und dieser traf eine kleine Hautabschürfung, welche er am Finger hatte. Die gemarterte Spinne sollte meinem Freunde das Leben kosten. Der Finger schwoll an, Blutvergiftung trat ein, und am Tage darauf war er eine Leiche. Er bereute seine Grausamkeit zu spät. Ebenso ist es mit den Hunden. Sie können so lange gequält und gezärgert werden, bis sie toll werden. Das war aber hier sicherlich nicht der Fall. Doch die Aerzte behaupten es."

Eine ganz gelungene Scene spielte sich neulich zu Brooklyn, N. Y., in einem Gerichtssaale ab. Der Neger Woodley, ein kleines, schwächliches Kerlchen, hatte eine dicke, fette Frau, die jedenfalls zu dem farbigen Bratenschneider Satterfast, einem riesigen Burschen, viel besser paßte, als zu ihm. Wenigstens war Satterfast dieser Ansicht, und das war eben des kleinen Woodleys Kummer. Eines schönen Tages rückte er Satterfast auf die Bude. Dieser jedoch hielt ihm die Faust unter die Nase und drohte ihm, wenn er sich nicht drücke, so würde er ihn umbringen, mit seinen eigenen Händen, nicht einmal, sondern zwölfmal hintereinander und jedesmal auf verschiedene Weise, erwürgen, zerreißen, in Kochstücke schneiden, garroiren, an den Bratspieß stecken, lebendig über dem Feuer rösten u. s. w., sodaß Woodley es für angezeigt sah, den Rückzug anzutreten, worauf ihm noch der Bratenwender nachrief, er solle nicht so dumm sein, seine Frau für sich zu wollen, er werde zu derselben gehen, so oft er darnach fühle. Woodley recitirte die ganze Geschichte mit tragischem Pathos vor Gericht, der Richter und das ganze Publikum wälzte sich vor Lachen. Zum großen Kummer Woodleys wurde indessen die Klage als gegenstandslos abgewiesen.

Im Tennessee-Thale in Georgia trieb schon seit Wochen ein großer Panther sein Unwesen und ängstigte und, — n. b. wenn's möglich war, — fraß Thier und Menschenkind. Als neulich ein Besucher zu der Familie Bleckley kam, hatte sich die Bestie auf dem Dache des Hauses auf die Lauer gelegt und sprang auf den Mann los. Glücklicher Weise that es einen Fehlsprung. Die bewährtesten Nimrode des ganzen Staates machten nun Wochen lang auf das Unthier Jagd, vermochten es aber nicht zu erlegen. Am letzten Samstag kehrten George Greenleaf und seine Frau von Clayton nach Hause zurück. Da der Weg bergaufwärts führte, ging das Paar zu Fuß, während der Sohn den Wagen lenkte. Plötzlich rauschte es im Gebüsch. Instinktiv öffnete Greenleaf sein Messer, und als die Bestie auf ihn sprang, stieß er nach ihr, traf aber sein Weib in den Arm, das sich bei heranna hendender Gefahr ihrem Manne entgegenwarf. Greenleaf ließ entsetzt das Messer fallen und wurde von dem Thiere zu Boden geschlagen. Aber als der Panther die Zähne in den Körper des Mannes schlagen wollte, ergriff Frau Greenleaf blitzschnell die scharfe Waffe und durchschnitt dem blutdürstigen Thiere die Kehle. Die Bestie stieß ein gräßliches Todesgeheul aus und stürzte verendend zur Erde. Greenleaf hat die Haut abgezogen und will sie seinen Kindern als Bettdecke herrichten lassen, damit sie immer an die Tapferkeit ihrer Mutter erinnert werden.

Deutsche Local-Nachrichten.

Brandenburg.

† Die Schriftstellerin Frau Lina Dunkler in Berlin. — In Berlin hat sich eine Frau Namens Mittack aus dem Fenster im 5. Stock ihrer Wohnung gestürzt; sie war sofort todt. — Der ehemalige Bankier Pauly in Eberswalde ist wegen Betrugs zu 6 Jahren und 2 Monaten Gefängniß verurtheilt worden. — Die Rostin'schen Eheleute in Albrechtsthal feierten ihre gold